



August Jäger

**Felix Schnabels
Universitätsjahre**
oder
Der deutsche Student

Ein Beitrag zur Sittengeschichte
des neunzehnten Jahrhunderts

C.W. LESKE }
VERLAG }

August Jäger

Felix Schnabels
Universitätsjahre

oder

Der deutsche Student

Ein Beitrag zur Sittengeschichte des
neunzehnten Jahrhunderts

Mit Anmerkungen aus dem
BURSCHICOSEN WÖRTERBUCH

Herausgegeben und
mit einer Vorbemerkung von
HENNING KAHMANN

C. W. LESKE VERLAG

Inhalt

Vorbemerkung des Herausgebers

Felix Schnabels Universitätsjahre oder Der deutsche Student Ein Beitrag zur Sittengeschichte des neunzehnten Jahrhunderts

Vorwort

1. Felix Schnabels Geburt und früheste Jugend
2. Das Gymnasium
3. Die Hochschule
4. Der Fuchs
5. Das Commershaus (die Kneipe)
Der Comment
Der Fechtboden
6. Der Renonce
Fuchscommers
7. Schnabels wissenschaftliche Ausbildung und sein sonstiger Wandel
8. Der Prorektoratswechsel
Das Duell

9. Schnabels Pech
Das Carcer
Consilium abeundi
10. Abgang von Halle
Ferienreise
Ankunft in Jena
11. Jena: die Stadt, die Universität Akademische Lehrer
und Zöglinge
12. Die Ferien
Der Franke
Wöllnitz
Lichtenhayn
13. Der Jenenser Comment
Collegia
Der Fechtboden
Universitätsamt und Pedelle
14. Der Wochencommers
Duell auf Stoß
Reception
15. Weimar
Die Nova
Die Neujahrsnacht
16. Jenaer Burschenleben und Vergnügungen im Winter
17. Der Stiftungstag
Das Duell auf Pariser und auf Säbel Chargirtenwahl
18. Die Ferienreise
19. Das Sommersemester
20. Das Pistolenduell
Der Propatria-Skandal

21. Die Revolution
Schnabels Leid und Freud'
Das Abenteuer
22. Die Herbstferien
23. Der Verruf
Die Predigt
Wöllnitzer Burgwechsel und Aufzug
24. Schnabels Zurückgezogenheit
Die Fensterkanonade
Das Maßregeln
25. Erlangen
Würzburg
26. Göttingen
Halle
27. Das Ehrenmitglied
28. Das Criminal
29. Die Verlobung
30. Die Festung
31. Das Philisterium
32. Das Examen
33. Leipzig
34. Der Lausitzer
35. Das Durchbrennen
36. Göttingen
37. Marburg
Gießen
38. Heidelberg

39. Der Saxo-Borusse
40. Straßburg
41. Der französische Student
42. Freiburg Tübingen
43. München Der Freiwillige

Anmerkungen aus dem *Burschicosen Wörterbuch*
August Jägers Leben und Werke

Vorbemerkung des Herausgebers

Und die allerschönste Freiheit
Ist in Jena auf dem Damm.
In Schlafröcken darf man gehen
Und den Bart sich lassen stehen,
Wie ein jeder will und kann!

In Jene lebt sich's bene,
Studentenlied (ca. 1840)

Der lieben Westfalen, womit ich so oft
In Göttingen getrunken,
Bis wir gerührt einander ans Herz
Und unter die Tische gesunken!
Sie fechten gut, sie trinken gut,
Und wenn sie die Hand dir reichen
Zum Freundschaftsbündnis, dann weinen sie;
Sind sentimentale Eichen.

Heinrich Heine, *Deutschland.*
Ein Wintermärchen. Caput X (1844)

In diesem Roman, ursprünglich 1835 bei Balz in Stuttgart erschienen, lässt August Jäger seinen Felix Schnabel als Mitglied eines Corps, also einer studentischen Verbindung, ein exzessives Studenten- und Wanderleben führen. Das bietet dem Schriftsteller, der nur ein kurzes Leben hatte (1808–1848), aber zu einer besonderen Erscheinung in der deutschen Literatur wurde, zahlreiche Anlässe, die Studier-, Debattier-, Mode-, Trink-, Fecht-, Schieß-, Feier-,

Spiel- und, sagen wir, Beziehungssitten der späten 1820er-Jahre akribisch zu protokollieren und dabei auch noch eine Art studentischen Reise- und Sprachführer durch viele deutsche Universitätsstädte und Straßburg zu verfassen. Den Orten, in denen er selbst eine Weile gelebt hatte - Halle, Jena, Leipzig, Göttingen und Heidelberg - errichtet er nebenbei kleine literarische Denkmäler. Als frisch heimgekehrter Fremdenlegionär, der an der grausamen „Befriedung“ Algeriens mitgewirkt hatte, hatte Jäger zunächst diese „abscheuliche“ Erfahrung in einem Buch verarbeitet (*Der Deutsche in Algier*, 1834). Erst in seinem zweiten Buch zeichnet er unter dem lange ungelüfteten Pseudonym A. v. S. (August von Schlumb) Felix Schnabels Universitätsjahre nach mit der Lässigkeit und ironischen Distanz des inzwischen über den Dingen des Studentenlebens stehenden ehemaligen Insiders - des „alten Hauses“, wie es in der Sprache der Studenten heißt. Nur selten gerät er kurz ins Schwärmen: „Glückliche, harmlose Zeit im traulichen Stübchen zu Wöllnitz!“

Schnabel, in dem viel Jäger steckt, ist literaturhistorisch ein antiromantischer, vielleicht schon realistischer Studenten-Taugenichts: Wo der Student etwa bei Joseph von Eichendorff als entrückte, schöne Gestalt zu Ross in malerisch-fantastischer Tracht mit bunten Federn erscheint, der sangreiche, minniglich-ritterliche Wanderzüge als Teil eines „wildschönen Märchens“ unternimmt und sich seiner kleinlichen Brotjägerei beim Blick auf Burgen als vermeintliche Zeugen einer großen Vergangenheit und angesichts der ernstesten Sagenwelt schämt (*Ahnung und Gegenwart*, 1815), da beweist sich Felix Schnabel ganz im Gegenteil als genau beschriebener bildungsferner, draufgängerischer Bierhahn, Fechter, Schläger, Spieler und abgefeimter Liebhaber, lebt wild und gefährlich. Jäger lässt sogar den Dichter der älteren

Schule, Burschschafter und Universitätsprofessor Ludwig Uhland mit seinem Protagonisten zusammentreffen, um seiner „markigen Rede und dem zarten Gefühle, womit er die zauberhaften Gestalten des eisigen Nordens aufzufassen und darzustellen verstand“, etwas Spott angedeihen zu lassen. Mit dem Studenten Eichendorffs hat Felix Schnabel allerdings die Freude am Rausch, die Wanderlust und die Abneigung gegen Brotjägerei und Philister („staubige Aktenmänner“) gemein. Felix Schnabels Blick auf alle diejenigen, die keine Corpsstudenten sind, ist abschätzig. Frauen („Besen“), Handwerker („Knoten“), Nichtkorporierte („Kameele“), Burschschafter („ärmere, solidere, fleißigere Subjekte“), Professoren, Wirte, Bürger und Geldverleiher („Philister“) sind entweder Staffage oder Opfer.

Die Studenten in jenen 20er-Jahren können feiern: Ob auf eher förmlichen Kommersen, auf von Bierfürsten in Bierdörfern abgehaltenen Hoftagen mit Ritterschaft und Hofnarren, auf Bällen erster, zweiter oder dritter Klasse (Letztere besucht Felix Schnabel am liebsten) oder in dunklen, verbotenen, nur Eingeweihten zugänglichen Tiefkellerspelunken. Felix Schnabels Leben ist viel archaischer als unseres, die Gesellschaft gewaltgeprägter als heute. Männer erleben sich viel schneller als Opfer von Ehrverletzungen. Wie sollte man sich dagegen wehren, wenn nicht mit Gewalt, fragt Jägers Erzähler. Staatlichen Schutz hält er für unmöglich. So rechtfertigt er das Duell als zivilisatorischen Fortschritt gegenüber der commentlosen Schläger- und Messerstecherei, die den niedrigeren Ständen allein bleibe. Andererseits kommen bei Jäger die Opfer dieser Art des Ehrenschatzes nicht zu kurz: Menschen, die wegen Duellen aus Nichtigkeit lebenslang gelähmt bleiben, ein Student, der von seinen Corpsbrüdern schwer verletzt am Kampfplatz im Stich

gelassen wird, weil sie vor der Universitätsobrigkeit Reißaus nehmen, oder ein anderer Student, der sich aus Kummer über den Tod des in einem Duell gestorbenen Bruders das Leben nimmt (hier nutzt Jäger sogar die Mittel des Schauerromans). Durch diese Geschichten zieht er seine eigene Argumentation wieder in Zweifel. Dass die Duelliererei ein völlig selbstverständlicher Teil des studentischen Lebens ist, bezeugt für die gleiche Zeit auch Heinrich Heine in seiner *Harzreise* (1824): „Plötzlich aber höre ich bekannte Stimmen und fühle mich umarmt und geküßt. Es waren meine Landsleute [gemeint: Mitglieder seines Corps Guestphalia], die Göttingen vier Tage später verlassen hatten und bedeutend erstaunt waren, mich ganz allein auf dem Blocksberge wiederzufinden. Da gab es ein Erzählen und Verwundern und Verabreden, ein Lachen und Erinnern [...]. Im großen Zimmer wurde eine Abendmahlzeit gehalten. Ein langer Tisch mit zwei Reihen hungriger Studenten. Im Anfange gewöhnliches Universitätsgespräch: Duelle, Duelle und wieder Duelle.“

Der Blick von Jägers Erzählerstimme auf dieses Studentenleben ist ambivalent: Einerseits feiert er die Abenteuer seines Helden, andererseits lässt er das „alte Haus“ verfallen.

Der Romanbeitrag August Jägers zur „Sittengeschichte des 19. Jahrhunderts“, wie es im Untertitel heißt, schildert das Milieu der Studentengeneration von Richard Wagner (1831 vorübergehend Mitglied beim Corps Saxonia Leipzig), Otto von Bismarck (1832 Corps Hannovera Göttingen), Karl Marx (wohl 1835 bei dem Vorläufer des Corps Palatia Bonn) und Heinrich Heine (der 1824 beim Corps Guestphalia Göttingen aktiv wurde, nachdem er einige Jahre zuvor aus einer Bonner Burschenschaft ausgeschlossen worden war). Es ist die Zeit, in der das politische und kulturelle Leben durchdrungen war von der

Auseinandersetzung zwischen Absolutismus und Verfassungsstaat, verbunden mit der Deutschen Frage. In der Gegenwart lenkt Bundespräsident Frank-Walter Steinmeier die öffentliche Aufmerksamkeit immer wieder auf diese Epoche des Streits um Einigkeit und Recht und Freiheit. Zu denken ist etwa an den von ihm herausgegebenen Sammelband *Wegbereiter der deutschen Demokratie* (2021), in dem unter anderem die Lebenswege der Corpsstudenten Friedrich Hecker und Johann Jacoby sowie der Burschenschafter Georg Herwegh und Jakob Venedey von prominenten Historikerinnen und Historikern beschrieben werden. In einer Zeit, in der freiheitliche Verfassungen plötzlich weniger selbstverständlich als noch vor einigen Jahren geworden sind, macht der Bundespräsident wieder auf den Vormärz, die Zeit Felix Schnabels, aufmerksam. Er fördert so unser Verständnis für die Entwicklung der Demokratie in Deutschland, mit der August Jägers Roman über den Corpsstudenten Schnabel in engem Zusammenhang steht. Der Comment der Corps, also deren ungeschriebener und geschriebener Sittenkodex, betraf nämlich nicht nur diese selbst. Wie der literarisch und politisch sehr aktive Burschenschafter Heinrich Oppermann schildert, waren die Corps mit ihrem Comment für die „ganze Studentenwelt“ tonangebend (*Studentenbilder*, 1835, S. 66; siehe bspw. auch Konrad H. Jarausch, *The sources of German student unrest 1815-1848*, in: *Historical Social Research*, Supplement No. 24, 2012). Viele der Teilnehmer des Hambacher Festes (1832), der Unterstützer der Göttinger Sieben (1837), der Besatzungen der Barrikaden von 1848, aber auch viele ihrer Gegner waren aktuelle oder ehemalige Studenten, die sich nolens volens mit dem Comment auseinandergesetzt und den Dauerkonflikt zwischen Burschenschaftern und Corpsstudenten, aber auch die Stellung der nicht

korporierten Studenten als „unterdrückt“, beinahe „ehrlos“, wie es im *Felix Schnabel* heißt, erlebt haben mussten. Und natürlich waren die Verbindungen der Studenten und Alumni schon unter rein praktischen Gesichtspunkten für politische und kulturelle Prozesse bedeutsam. Von den Mitgliedern des Paulskirchenparlaments von 1848 etwa hatten über 75 Prozent studiert. Allein das Corps von Heinrich Heine stellte sieben Abgeordnete. Das waren Hunderte von Abgeordneten, zu deren Studienalltag das Einpauken auf schwere Körperverletzung gehört hatte – ein Dauerkonflikt der Beinahe-Gesetzgeber mit Recht und Gesetz, der in ihrem Verständnis von Ehre wurzelte. Das Mindset, das damit einherging (also mehr oder weniger heilige Verpflichtungen, die sie subjektiv der Pflichten gegenüber „Knoten“, „Philistern“ und erst recht „Besen“ enthoben), muss sich politisch und kulturell ausgewirkt haben.

Die Lektüre über Leben und Wanderschaft Felix Schnabels erschließt den im Vormärz herrschenden Ton natürlich nicht vollständig, sondern eher so wie die Lektüre des *Electric Kool-Aid Acid Test* von Tom Wolfe die Veränderungsstimmung der 1960er-Jahre: Wolfe berichtet in seinem journalistisch-literarischen Buch über die Reise des Schriftstellers Ken Kesey samt einer oft berauschten Anhängerschar in einem ausgemusterten Schulbus von Kalifornien nach New York im Jahr 1967 und schildert die Sitten dieser Hippie-Gruppe und ihre Konfrontation mit den Otto Normalverbrauchern der USA sowie Konflikte innerhalb der Hippie-Bewegung, kurz bevor vieles aus dieser Gegenkultur Teil des Mainstreams wurde. Beide Werke sind, wie alle älteren literarischen Milieustudien, gewissermaßen Bohrkerne eines bestimmten kulturellen Sediments. Ob Tom Wolfes und Ken Keseys Wander- und Schreiblust und ihre Freude an einer Gegenkultur zu den

Philistern irgendwie mit ihren Mitgliedschaften in Studentenverbindungen zusammenhängen (Kesey: Beta Theta Pi, University of Oregon; Wolfe: Phi Kappa Sigma, Washington and Lee University) und ob hier eine literarische Verwandtschaft zu August Jäger vorliegt, sei dahingestellt. *Felix Schnabel* regt nicht nur in diesem Beispiel zur Entdeckung oder Wiederentdeckung von Literatur an.

Apropos 1960er-Jahre: Wer sich mit dem Vormärz befasst, wird eine ganze Reihe von Parallelen zwischen dem tonangebenden studentischen Comment der 1820er/30er und dem der 1960er-Jahre finden: Felix Schnabel war jedenfalls gewiss einer von den Leuten, vor denen ihn seine Eltern immer gewarnt hatten. Und lange Haare, mehr oder weniger nonkonformistische Kleidungsstile, freieres Liebesleben, Rausch, die weite Verbreitung von Liedern über Liebe und Politik und der Protest gegen die bestehenden Herrschaftsverhältnisse waren sowohl für Felix Schnabels Universitätsjahre als auch für die 1960er-Jahre stilprägend. Natürlich wiederholte sich die studentische Kulturgeschichte des Vormärzes im 20. Jahrhundert nicht, schon allein nicht wegen der Unterschiede in puncto Frauengleichstellung und weil die Universitäten der 1960er viel größeren Kreisen zugänglich waren. Aber gereimt haben sich die Epoche der „Alten Burschenherrlichkeit“, so der Titel eines bekannten Studentenliedes von 1825, und die Zeit der Auseinandersetzung mit dem „Muff unter den Talaren“ schon.

Der Blick auf die gewissermaßen wilde Seite des jedenfalls bis zum Ersten Weltkrieg tonangebenden Studententums wird für viele von Heinrich Manns *Der Untertan* verstellt. Sein Protagonist wurde um 1890 Mitglied im fiktiven Corps Neuteutonia Berlin. Das Milieu,

das Mann grell als unterwürfig gegenüber der Obrigkeit, autoritär gegenüber Schwächeren und ehrlos verlogen darstellt, sollte das sein, in dem die Träger des Vormärzes ihren langen Marsch durch die Institutionen beendet hatten. Die Generation, die diesen Marsch tatsächlich absolviert hatte, kommt zwar auch bei Mann gut weg, nämlich in der Person des alten Buck, einer Figur, „bei der nicht Hass die Farben gerührt hat, sondern Liebe“ (so Paul Block im liberalen *Berliner Tageblatt* 1918). Buck ist aber in seiner Jugend kein Student gewesen. Der *Felix Schnabel* zeigt, dass die Untertänigkeit auch im Studententum keineswegs zwangsläufig angelegt war.

Die vorliegende Neuauflage – das vierte Erscheinen des Romans nach der Erstausgabe 1835, der Wiederauflage 1907 und einer Faksimileausgabe 1972 – will nicht nur ein gutes Buch wieder zugänglich machen, sie ist auch eine Anregung zur Befassung mit August Jäger und seinen Themen. Er veröffentlichte zwischen 1834 und 1846 ein gutes Dutzend meist politische Monografien, etwa zur Kolonisierung Algeriens oder über die Szene der deutschen Exilanten in Zürich, Paris und London sowie über die Verhältnisse in Deutschland. Dazu kamen seine Tätigkeiten als Übersetzer des in den literarischen Kreisen Europas gut vernetzten englischen Publizisten William Hazlitt und als Redakteur an Brockhaus' *Conversations-Lexikon*. Als erster Biograf von Fürst Hermann von Pückler-Muskau, der schon seit 1835 mit August Jägers Bruder Carl (als Person und Autor ein eigenes spannendes Kapitel) befreundet war, stand August Jäger auch mit Karl Varnhagen von Ense in Verbindung und so mit der Berliner Romantik. Jägers Werke zu lesen und seiner Rolle in den Netzwerken in und zwischen Berlin, Paris, London und Zürich nachzugehen, verspricht inspirierende Einblicke.

Durch seine dokumentarische Fülle wurde Jägers Felix-Schnabel-Roman auch zur meistzitierten Quelle im *Burschicosen Wörterbuch* von „Dr. rei. cneip. J. Vollmann“ von 1846, das im Anhang dieser Ausgabe in den Auszügen wiedergegeben ist, die schon Otto Julius Bierbaum als Herausgeber der ersten Neuauflage des Romans von 1907 ausgewählt hatte. Denn die Idee war gut: Die Worterläuterungen sind eine hilfreiche Ergänzung zum Roman. Allerdings ist das *Wörterbuch* teilweise diskriminierend gegenüber verschiedenen Gruppen, sodass an der Fassung von 1907 weitere Kürzungen vorgenommen wurden. Noch verbliebene ungute Aussagen oder Färbungen sind als Dokumente auch dieser Aspekte der Zeit Felix Schnabels aufzufassen. Auffallend im Vergleich zum originalen *Wörterbuch* ist allerdings auch, wie wenig dergleichen in August Jägers Roman zu finden ist.

Insgesamt fußt die Textgestalt in diesem Buch auf den Ausgaben von 1835 und 1907. Schon in der Ausgabe von 1907 wurden Korrekturen vorgenommen; so wurden z. B. 1907 die Mottos zu den Kapiteln 1 bis 7, die – so steht es im Buch von 1835 – „aus Versehen in dem Texte weggelassen worden sind“, an die richtigen Stellen gesetzt. Einige wenige Angleichungen und Fehlerbereinigungen wurden auch jetzt vorgenommen, sehr weitgehend aber der Text in den Schreibweisen und grammatischen Eigenarten belassen, die er schon bei seinem Erstdruck hatte. Dies addiert zur außergewöhnlichen Originalität des Romans einen weiteren Aspekt dokumentarischen Charmes.

Die Neuherausgabe ist auch ein Geschenk zum 200. Stiftungstag des Corps Franconia (2021). Dieser Studentenverbindung, früher Jena (zwei Paulskirchenabgeordnete), heute Regensburg, gehörten und gehören die Figur Felix Schnabel, sein Autor August Jäger und der Verfasser dieser Zeilen an. Maßgeblich zu

dieser Ausgabe beigetragen hat und großen Dank hierfür verdient mein Bruder Hagen Kahmann. Die Idee geht zurück auf Jörg Wiesner, und unterstützt haben mich Gunter Körtel und Jens Neuhaus, denen ich ebenfalls sehr danke, ganz wie dem Verlag für seine Bereitschaft, diesen ungewöhnlichen Stoff frisch herauszubringen.

Berlin im April 2022, Henning Kahmann

August Jäger

Felix Schnabels
Universitätsjahre

oder

Der deutsche Student

Ein Beitrag zur Sittengeschichte des
neunzehnten Jahrhunderts

MOTTO: Ich komme ans *fünfte* Glas, ins fünfte Sekulum unseres Lebens. Ich schlürfe euch ein, liebliche Erinnerungen, wie ich dies Glas edlen Rheinweins schlürfe; ihr duftet auf in herrlicher Schöne, Jahre meiner Jugend, wie das Aroma aufsteigt aus dem Römer; mein Auge wird wacker, o Seele, denn sie sind um mich, die Freunde meiner Jugend! Wie soll ich dich nennen, du hohes, edles, rohes, barbarisches, liebliches, unharmonisches, gesangvolles, zurückstoßendes und doch so mild erquickendes Leben der Burschenjahre? Wie soll ich euch beschreiben, ihr goldenen Stunden, ihr Feierklänge der Bruderliebe? Welche Töne soll ich euch geben, um mich verständlich zu machen? welche Farben dir, du nie begriffenes Chaos! Ich soll dich beschreiben? Nie! Deine lächerliche Außenseite liegt offen, die sieht der Laie, die kann man ihm beschreiben, aber deinen innern, lieblichen Schmelz kennt nur der Bergmann, der singend mit seinen Brüdern hinabfuhr in den tiefen Schacht. Gold bringt er herauf, reines, lauterer Gold, viel oder wenig, gilt gleich viel. Aber dies ist nicht seine ganze Ausbeute. Was er geschaut, mag er dem Laien nicht beschreiben, es wäre allzu sonderbar und doch zu köstlich für sein Ohr. Es leben Geister in der Tiefe, die sonst kein Ohr erfaßt, kein Auge schaut. Musik ertönt in jenen Hallen, die jedem nüchternen Ohr leer und bedeutungslos ertönt. Doch dem, der *mit* gefühlt und *mit* gesungen, gibt sie eine eigene Weihe, wenn er auch über das Loch in seiner Mütze lächelt, das er als Symbolum zurückgebracht. Alter Großvater! jetzt weiß ich, was Du vornahmst, wenn „der Herr seinen Schalttag feierte.“ Auch Du hattest Deine trauten Gesellen seit den Tagen Deiner Jugend, und das Wasser stand Dir in den

grauen Wimpern, wenn Du Einen beisezttest im
Stammbuch. Sie leben!

W. Hauff

Vorwort

Hat sich die Göttin in den Himmel geflüchtet, so gräbt der Künstler die geliebten, die herrlichen Züge in Marmor ein, daß die Dahingeschiedene wenigstens im Nachbilde ein Gegenstand frommer und inniger Verehrung sein kann: du aber, du gebenedeihte Göttin *akademischer Freiheit*, mit deinen launigen Söhnen und Töchtern, als da sind jugendliche Regsamkeit, übersprudelnde Lebendigkeit, kecker Übermuth, schätzbarer Gemeinsinn und chevalereskes Formenwesen, solltest, nachdem man dich zwar nicht in den Himmel - mit beschnittenen Schwingen fliegt sich's schlecht - aber gewiß anderswohin verstoßen hat, „wo kein Tag mehr scheint“, den Künstler nicht finden, der dein teures Bild, wo nicht mit dem Meißel in Marmor oder mit dem Pinsel auf Leinwand, wenigstens mit der Feder auf dem Papier verewigte? Nein! wer dir schon so oft zu Füßen oder in den Armen gelegen hat, wer in dem letzten Dezennium auf allen bekannten Universitäten Deutschlands in Freud und Leid herumgerutscht ist, und überall als flotter Bursche zog, ein Solcher kann es nicht übers Herz bringen, auf deinem Altare, du Göttliche, nicht auch das letzte und größte Opfer darzubringen, dich selbst für die Mit- und Nachwelt in dem großen Pantheon der Geschichte aufzustellen.

Ja! Ihr Genossen und Freunde, die Ihr Lied, Liebe und Wein auf dieser oder jener Universität schätzen gelernt, und vielleicht mit dem guten *Felix Schnabel* selbst ein und das andere Gläschen, oder gar eines über Durst geleert habt – den Vogel werdet Ihr an den Federn erkennen –, die Ihr Euch forsch geschlagen, mehr oder weniger studiert, gewiß aber viel und lange commerciert habt, was wollt Ihr Euch mit einigen Trümmern der köstlichen Vergangenheit begnügen, nur einzelne Bilder in weinseligen Augenblicken auftauchen lassen? Stoßet des Freundes Hand nicht von Euch, der das gesamte Leben und Treiben auf den Universitäten, unsere Irrthümer und Thorheiten nicht minder als unsere Tugenden und Liebenswürdigkeiten, in ein Originalstück zusammengefaßt, Euch *dediciren* und überreichen will, und stimmt mit ihm ein in den begeisterten Ausruf:

Auch ich war in Arkadien geboren,
Auch ich war einst *Student!*

Euch, Ihr Hochschüler aber, denen die Federn gerupft sind, so daß Euch nicht einmal der wohlklingende, der süße Name „Bruder Studio“ übrig blieb, setzt Euch mit dem Büchlein hinter das Pult und träumt wenigstens von „den schönen Tagen von *Aranjuez*“, von dem flotten Burschenthum, dessen Feierklänge aus *Ossians* Harfe zu kommen scheinen, wenn er die Geister der dahingeschiedenen Helden beschwört und die lichte Vergangenheit an die Stelle der farblosen, düstern Gegenwart in melancholischen Tönen zurückzaubert. Der Verfasser hat mehr erlebt als gegenwärtig die Mitbürger einer ganzen Universität zusammen, er war Student im vollsten Sinne des Worts. Und aus eben diesem Grunde wird sogar der Gelehrte, der beinahe im Bücherstaube erstickt, das Werkchen nicht unbefriedigt aus der Hand

legen; hat er ja doch die beste Gelegenheit, den Charakter der Zeit, der sich wenn auch in etwas derben doch sehr interessanten und bedeutsamen Zügen auf den Universitäten, jenen hauptsächlichsten Vorschulen für das praktische Leben, ausspricht, zu prüfen und kennen zu lernen. Ob diese Festgabe auch den Nachttisch manches schönen Kindes zieren wird? - diese Frage wagt der Verfasser nicht zu beantworten, jedenfalls aber legt er die Feder aus der Hand mit der beruhigenden Überzeugung, das Seinige gethan zu haben, um den Triumph des schönen Geschlechts vollkommen zu machen.

So gehe denn hin, teures Pfand meiner Liebe, und lehre und predige in aller Welt des *Studenten Freuden und Leiden!* Dixi!

Erstes Kapitel

FELIX SCHNABELS GEBURT UND FRÜHESTE JUGEND

Ruhe sanft, noch an der Mutter Herzen
Kennst du nicht des Lebens Sorg und Lust,
Deine Thränen sind noch frei von Schmerzen,
Deine Welt ist deiner Mutter Brust.

Körner

In einem Dorfe Norddeutschlands wurde im ersten Decennium des laufenden Jahrhunderts dem dasigen Gutsbesitzer ein Knäblein geboren, welches als Erstling der gegenseitigen keuschen Triebe beider Gatten zur größten Freude des Vaters, aber unter großen Schmerzen der Mutter, winselnd und schreiend das Licht dieser Welt, oder vielmehr das einer Nachtlampe, erblickte; welcher letztere Umstand nicht so ganz unwichtig erscheinen mag, denn nach eigener Aussage des herangereiften jungen Weltbürgers entsprang aus jener Geburtsstunde die ihm später inwohnende Vorliebe für die Nachtzeit, sei es, daß er sie nach den Anstrengungen des Tages schlafend, was jedoch nur ausnahmsweise geschah, oder in Saus und Braus, oder in den Armen einer züchtigen Schönen verbrachte. Ein neuer Beweis, daß oft geringfügige, nicht beachtete Umstände einen mächtigen, unerklärbaren

Einfluß auf das Leben eines Menschen ausüben können, daß oft die größten Ereignisse auf unbedeutend scheinende Ursachen zurückzuführen sind.

Der Neugeborene erhielt, weil nun einmal das Kind einen Namen haben muß - zu seinem Familiennamen „*Schnabel*“ in der Taufe die bedeutungsvollen Vornamen: „*Felix, Beatus, Karl, Herrmann*“ an welche sich so mannigfache Erinnerungen knüpfen, und die, nach dem Wunsch und Willen der Eltern, der junge Sproß dereinst auch mit neuen Ehren krönen sollte. Der erstere Name „*Felix*“ wurde dem jungen *Schnabel* vorzugsweise beigelegt, doch entsprachen seine spätern Schicksale keineswegs diesem guten Omen: man hätte ihn vielmehr „*Infelix*“ taufen sollen.

Der Vater des *Felix* war ein biederer Deutscher nach altem Schlage, treu und ehrlich, wenigstens in spätern Jahren, bequem, ein Freund der Tafel und des Bechers. Das so oft gehörte Sprüchwort von dem Stamme und dem Apfel ging bei dem Sohne, was die zuletzt angeführte Vorliebe seines Erzeugers anbetrifft, pünktlich in Erfüllung; ein Entschuldigungsgrund für den in reiferen Jahren oft in Baccho ausschweifenden *Schnabel*, der diese Leidenschaft als angeboren, und daher schwer zu unterdrücken, gegen Tadelsüchtige beschönigte. Im Übrigen aber war *Felix*, um jenes Bild beizubehalten, als kugelrunder Apfel gar weit vom Stamme gerollt, eine Erfahrung, die wir täglich zu machen Gelegenheit haben, und die deßhalb nicht so sehr in Erstaunen setzt.

Die bald wieder von ihrem schweren Wochenbette genesene Mutter, eine junge, lebensfrohe, gebildete Dame, erfreute sich sehr ihrer ersten Frucht, die sie mit allzu zärtlicher Liebe, wie dies bei dem uns am meisten ähnlichen Thiergeschlechte der Fall sein soll, anhing. Mit verdoppelter Freundlichkeit und größern Tractementen wurden Diejenigen regalirt, die das gesunde Aussehen des

Knaben, seine Größe und Dicke, seine schönen Augen, seine Ähnlichkeit mit der Mutter lobten, kalt dagegen Die entlassen, die solches unterließen, oder gar sich erkühnten, das häufige Schreien des Jungen zu bekritteln, denn dies war ja nach der Meinung der Mutter und der besser Unterrichteten nur ein vielversprechendes Zeichen von Lebhaftigkeit und Kraft. Wehe aber den armen Dienstboten, die das Kind hart antasteten, oder ungeduldig ob seines nie nachlassenden Jammerns das gehörige Einschläfern und Wiegen unterließen, mehr denn zehn mußten in dem ersten Lebensjahre des *Felix* solcher unverzeihlichen Nachlässigkeit halber den Dienst quittiren.

Die Erziehung des jungen *Felix* blieb gänzlich der Mutter überlassen, der Vater wollte und konnte seiner sonstigen Geschäfte wegen sich nicht mit ihr befassen. Mutterpflege ist überdies, wie bekannt, die beste, nur muß sie nicht übertrieben werden und ausarten. Leider war dies hier der Fall; der junge *Felix* konnte, als er dazu fähig war, thun und lassen, was ihm sein eigensinniges Köpfchen eingab; nie hatte er Tadel und Widerspruch, noch weniger die Ruthe zu fürchten, wodurch sich die zu nachsichtige Mutter selbst eine band, die sie später oft und herbe fühlen mußte.

Der junge *Schnabel* wuchs zusehends an Geist und Körper; ersterer entwickelte sich in muthwilligen Streichen, dieser bildete sich sehr schnell aus, so daß *Felix* für sein Alter als großes, starkes und hübsches Kind gelten konnte. In der Folge verlor er letzteren Vorzug nach der allgemein angenommenen Regel, daß hübsche Kinder gewöhnlich häßlich, häßliche dagegen, wenn gerade nicht schön, doch weniger abschreckende Formen und Züge annehmen. So oft man Ausnahmen von dieser Regel finden mag, hielt sie doch in Bezug auf unsern Helden Stich, mag er nun durch eigenes Verschulden seine gerühmte, frühere

Schönheit verloren haben, oder diese durch den Gang der Natur ihm entrissen worden sein.

Sein erster Lehrer war der hochbetagte bezopfte Dorf-Schulmeister, ein früherer Unteroffizier, der aus seinem ehemaligen in seinen jetzigen Stand fast nur die gute Handhabung des Stockes hinübergenommen hatte. Doch durfte er sich nie unterfangen, diese Fertigkeit in den Privatstunden, die er dem Sohne seines Gutsherrn und Patrons ertheilte, auszuüben, er würde sonst sicherlich diese, eine annehmbare Zubeiße, verloren haben, zugleich ihm auch seine spärlichen Gefälle an Getreide und Holz verkürzt worden sein. Der arme Mann mußte, mit seiner fruchtbaren Enehälfte und seinen vielen baarfüßigen Sprößlingen, von achtzig Thalern leben; gern und willig unterwies er daher nicht allein den Erbprinzen seines hohen Gönners und Patrons, sondern ließ sich auch alle schelmische Streiche von jenem mit hohem Stoicismus gefallen, sich geduldig bspötteln, Tinte in seine Tabaksdose thun, seine abgetragene Mütze verstecken, Nadeln in seinen Sessel stecken u. s. w. Bekam er doch, weniger für seinen Unterricht, als gerade hierfür, gelegentlich einen Scheffel Getreide, eine Fuhre Kartoffeln und sonstige, für seine immer hungrige Familie sehr erfreuliche Gaben.

Unter seinen Spielgefährten regierte der junge *Felix* absolutistisch, er war der Aristokrat, sie seine Slaven, Niemand von ihnen wagte seine Legitimitätsrechte in Zweifel zu ziehen, viel weniger dem unumschränkten Herrscher zu widersprechen und zuwider zu handeln. Doch zur Ehre des kleinen Tyrannen muß beigefügt werden, daß er nicht bössartig war: nur aus Muthwillen, Leichtsinn, oder in der ersten Aufwallung konnte er Acte der Tyrannei und Grausamkeit ausüben, die er bald wieder bereuete; sonst

war er umgänglich, aufgeräumt, und theilte gern mit, Züge, die wir immer an ihm bemerken werden.

Die Würde des ehrenfesten Dorfschulmeisterleins litt bald allzu sehr bei der Fortsetzung des Unterrichts: seine verlorne Autorität war auf keinem Wege wieder zu erlangen, er wurde immer mehr der Spott der Dorfjugend, wie er der seines erhabenen Zöglings schon längst war; überdies waren seine Kenntnisse auch nur sehr mangelhaft, wie solche von einem ausgedienten Unteroffizier zu erwarten, seine Art und Weise, dieselben seinem Schüler beizubringen eben so ungenügend, weßhalb der mit ihm von *Schnabels* Eltern geschlossene Contract zu beiderseitiger Zufriedenheit aufgehoben und dem vielversprechenden, muthwilligen *Felix* ein Hauslehrer, wie die damalige Mode und der Brauch in den vornehmern Familien jenes Landes es erheischte, bestellt wurde.

So angenehm und belohnend die Stelle eines solchen Lehrers oft sein mag, so bietet sie doch noch weit öfter ein sehr saures Brod. In vielen, besonders den höhern Ständen wird ein Informator, oder mag er Hauslehrer oder Gouverneur genannt werden, nicht besser als ein Diensthote, höchstens als der erste unter diesen gehalten, er dient, wie alle Miethlinge, um Lohn, muß sich also auch jede Laune seiner Gebieter gefallen lassen. Bedächte eine Familie aber, daß ein solcher Mann, der Erzieher und Veredler ihrer Kinder, ihres Besten, was sie besitzt, mit Anstrengung und Fleiß Jahre lang, oft unter Entbehrungen, gearbeitet hat, um seine Kenntnisse und Erfahrungen den ihm Anvertrauten mitzutheilen, in ihre jugendlich empfänglichen Gemüther den ersten Samen alles Guten und Nützlichen, der Wissenschaften, Religion und Lebensregeln zu pflanzen, daß von dieser ersten Anregung und Unterweisung oft das ganze Lebensglück derselben,

ihre dereinstige Handlungsweise, Charakter und Sitten abhängen, wie ganz anders würde sie dann den Stand Desjenigen würdigen, in dessen Hand das Wohl und Wehe ihrer theuersten Pfänder liegt! - Eine andere Familie mag den erwählten Erzieher, der sich für jene Entwürdigung an und für sich zu gut dünken sollte, nicht als Bedienten betrachten, so macht sie ihm doch durch Verbesserungen seiner Methode, durch Tadel, durch Einmischung in seine Art und Weise die er jedenfalls als die beste erkannt haben muß, durch verderblichen Vorbehalt bei der ihm völlig zu überlassenden Erziehung und Aufsicht ihrer Kinder, durch diesen unverdient gespendetes Lob und Tadel, und durch eigenmächtiges Einschreiten in die Strafen und Belohnungen des Lehrers, diesem das Leben schwer und mühevoll. Nur selten wird die Stellung und der Nutzen dieser Männer richtig aufgefaßt und geschätzt; mögen bisweilen auch Einige unter ihnen dieselben nicht recht begreifen und, als Unwürdige, nicht besser als gedungene Diener sein, so hat doch gewiß die Mehrzahl über Verkennung und Nichtachtung mit Recht zu klagen.

Der junge *Felix*, der bereits in die sogenannten „Flegeljahre“ getreten war, erhielt also einen von einer berühmten Hochschule verschriebenen Hauslehrer. Konnte dieser sich auch nicht über Vernachlässigung und Hintansetzung beklagen, so mußte er es doch darüber, daß die zu besorgte Mutter seines Pflégbefohlenen keineswegs gewillt war, ihm die alleinige Erziehung und Aufsicht ihres Lieblings anzuvertrauen. Bald beklagte sich dieser, dem es weder an Kopf noch Talent gebrach, über zu anhaltendes, bald über zu schwieriges Arbeiten, bald über die Strenge, dann wieder über die Vernachlässigung oder Unfreundlichkeit seines Lehrers; die Mutter hörte alle solche kindische Beschwerden an, glaubte ihnen und stellte deßhalb den vermeintlichen Urheber derselben zur Rede.

Mit Ruhe und Würde vertheidigte sich dieser anfangs, und suchte von seiner redlichen Absicht die Verblendete zu überzeugen, aber umsonst; die Klagen und Vorwürfe wurden, da *Felix* durch das Gelingen seiner frühern Versuche kühn gemacht war, häufiger und dringender. Der Lehrer gab in Folge derselben und in der Überzeugung, unter solchen Umständen seine Mühe, seinen Fleiß und die redlichsten Absichten verkannt und vereitelt zu sehen, seine Stelle auf, die bald von einem anderen, willfähigerem Subjekte besetzt wurde, welches der Mutter den Hof machte, dem Schüler in Allem willfahrete, maitre de plaisir, lustiger Tischrath, Sekretär des Vaters und chapeau d'honneur der Mutter zugleich war, deßhalb belobt, besser salarirt und bis zum Abgange des *Felix* auf ein Gymnasium beibehalten wurde.

Dieser Abgang wurde nach eigener Ansicht der Eltern für nöthig erachtet, als der Goldsohn das zwölfte Jahr erreicht hatte, sich weder länger den Eltern, die er schon zu übersehen glaubte, noch seinem Informator fügen wollte. Obgleich seine Erziehung bis hieher nicht tadelfrei gewesen, so hatte seine leichte Fassungskraft und richtiges Urtheil ihn, für sein Alter, Manches lernen und begreifen lassen, der Unterricht eines einzigen Lehrers wurde nun, da *Felix* dereinst durchaus ein großer Mann werden sollte, für unzureichend erkannt, und so entschlossen sich die Eltern mit schwerem Herzen, den jungen Wildfang auf eine Schule zu schicken. Der Rath verständiger Freunde, die frühe Entwicklung des Kindes und die bei ihm für genugsam erachteten Vorkenntnisse bestärkten sie eben so sehr in diesem Entschlusse, als der kaum mehr zu bändigende Muthwille und Leichtsinn desselben, welche Fehler die Mutter mit Nachsicht, der Vater, der sich in Sprüchwörtern gefiel, mit dem bekannten „Jugend hat noch keine Tugend“ entschuldigte. *Felix* hätte im Vorgefühle

seiner Zukunft hinzufügen können: „Alter schützt vor Thorheit nicht.“